

# Hamburgische Dramaturgie.

---

## Zwanzigstes Stück.

---

Den 7ten Julius, 1767.

---

Den drey und zwanzigsten Abend (Freytags, den 22sten May,) ward *Genie* aufgeführt.

Dieses vortrefliche Stück der Graffigny mußte der Gottschedinn zum Uebersetzen in die Hände fallen. Nach dem Bekenntnisse, welches sie von sich selbst ablegt, „daß sie die Ehre, welche man durch Uebersetzung, oder auch Verrfertigung theatralischer Stücke, erwerben könne, allezeit nur für sehr mittelmäßig gehalten habe,“ läßt sich leicht vermuthen, daß sie, diese mittelmäßige Ehre zu erlangen, auch nur sehr mittelmäßige Mühe werde angewendet haben. Ich habe ihr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie einige lustige Stücke des *Destouches* eben nicht verdorben hat. — Aber wie viel leichter ist es, eine Schürre zu übersetzen, als eine Empfindung! Das Lächerliche kann der Witzige  
U  
und

und Unwissige nachsagen; aber die Sprache des Herzens kann nur das Herz treffen. Sie hat ihre eigene Regeln; und es ist ganz um sie geschehen, sobald man diese erkennt, und sie dafür den Regeln der Grammatik unterwerfen, und ihr alle die kalte Vollständigkeit, alle die langweilige Deutlichkeit geben will, die wir an einem logischen Satze verlangen. J. E. Dorimond hat dem Mericourt eine ansehnliche Verbindung, nebst dem vierten Theile seines Vermögens, zugebracht. Aber das ist das wenigste, worauf Mericourt geht; er verweigert sich dem großmüthigen Anerbieten, und will sich ihm aus Uneigennützigkeit verweigert zu haben scheinen. „Wozu das? sagt er. Warum wollen Sie sich ihres Vermögens berauben? Genießen Sie ihrer Güter selbst; sie haben Ihnen Gefahr und Arbeit genug gekostet.“ *J'en jouirai, je vous rendrai tous heureux*: läßt die Graffigny den lieben gutherzigen Alten antworten. „Ich will ihrer genießen, ich will euch alle glücklich machen.“ Vortrefflich! Hier ist kein Wort zu viel! Die wahre nachlässige Kürze, mit der ein Mann, dem Güte zur Natur geworden ist, von seiner Güte spricht, wenn er davon sprechen muß! Seines Glückes genießen, andere glücklich machen: beides ist ihm nur eines; das eine ist ihm nicht blos eine Folge des andern, ein Theil des andern; das eine ist ihm ganz das andere:  
und

und so wie sein Herz keinen Unterschied darunter kennet, so weiß auch sein Mund keinen darunter zu machen; er spricht, als ob er das nehmliche zweymal spräche, als ob beide Sätze wahre tautologische Sätze, vollkommen identische Sätze wären; ohne das geringste Verbindungswort. O des Glenden, der die Verbindung nicht fühlt, dem sie eine Partikel erst fühlbar machen soll! Und dennoch, wie glaubt man wohl, daß die Gottschedinn jene acht Worte übersetzt hat? „Alsdem werde ich meiner Güter erst recht genießen, wenn ich euch beide dadurch werde glücklich gemacht haben.“ Unerträglich! Der Sinn ist vollkommen übergetragen, aber der Geist ist verflogen; ein Schwall von Worten hat ihn ersickt. Dieses Alsdem, mit seinem Schwanze von Wenn; dieses Erst; dieses Recht; dieses Dadurch: lauter Bestimmungen, die dem Ausbruche des Herzens alle Bedenklichkeiten der Ueberlegung geben, und eine warme Empfindung in eine frostige Schlussrede verwandeln.

Denen, die mich verstehen, darf ich nur sagen, daß ungefehr auf diesen Schlag das ganze Stück übersetzt ist. Jede feinere Gesinnung ist in ihren gesunden Menschenverstand paraphrasirt, jeder affektvolle Ausdruck in die todten Bestandtheile seiner Bedeutung aufgelöst worden. Hierzu kömmt in vielen Stellen der häßliche Ton des Ceremoniels; verabredete Ehrenbenennun-

gen contrastiren mit den Ausrufungen der gerührten Natur auf die abscheulichste Weise. Zudem Genie ihre Mutter erkennt, ruft sie: „Frau Mutter! o welch ein süßer Name!“, Der Name Mutter ist süß; aber Frau Mutter ist wahrer Honig mit Citronensaft! Der herbe Titel zieht das ganze, der Empfindung sich öffnende Herz wieder zusammen. Und in dem Augenblicke, da sie ihren Vater findet, wirft sie sich gar mit einem „Gnädiger Herr Vater! bin ich Ihrer Gnade werth!“, ihm in die Arme. Mon pere! auf deutsch: Gnädiger Herr Vater. Was für ein respectvolles Kind! Wenn ich Dorsainville wäre, ich hätte es eben so gern gar nicht wieder gefunden, als mit dieser Anrede.

Madame Löwen spielt die Ophise; man kann sie nicht mit mehrerer Würde und Empfindung spielen. Jede Mine spricht das ruhige Bewußtseyn ihres verkannten Werthes; und sanfte Melancholie auszudrücken, kann nur ihrem Blicke, kann nur ihrem Tone gelingen.

Genie ist Madame Hensel. Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was sie sagt, hat sie nicht gelernt; es kommt aus ihrem eignen Kopfe, aus ihrem eignen Herzen. Sie mag sprechen, oder sie mag nicht sprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler; aber es ist ein sehr seltner Fehler; ein sehr beneidenswürdiger Fehler. Die

Ultrice

Africe ist für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehre eines Cadets exerciret. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte.

Herr Schhof in der Rolle des Dorimond, ist ganz Dorimond. Diese Mischung von Sanftmuth und Ernst, von Weichherzigkeit und Strenge, wird gerade in so einem Manne wirklich seyn, oder sie ist es in keinem. Wann er zum Schlusse des Stücks vom Mericourt sagt: „Ich will ihm so viel geben, daß er in der großen Welt leben kann, die sein Vaterland ist; aber sehen mag ich ihn nicht mehr!“, wer hat den Mann gelehrt, mit ein Paar erhabenen Fingern, hierhin und dahin bewegt, mit einem einzigen Kopfdrehen, uns auf einmal zu zeigen, was das für ein Land ist, dieses Vaterland des Mericourt? Ein gefährliches, ein böses Land!

Tot linguæ, quot membra viro! —

Den vier und zwanzigsten Abend (<sup>Montags</sup> Frentags, den 25sten May,) ward die Amalia des Herrn Weiß aufgeführt.

Amalia wird von Kennern für das beste Lustspiel dieses Dichters gehalten. Es hat auch wirklich mehr Interesse, ausgeführtere Charaktere und einen lebhaftern gedankenreichern Dialog, als seine übrige komische Stücke. Die Rollen sind hier sehr wohl besetzt; besonders

macht Madame Böck den Manley, oder die ver-  
 kleidete Amalia, mit vieler Anmuth und mit  
 aller der ungezwungenen Beichtigkeit, ohne die  
 wir es ein wenig sehr unwahrscheinlich finden  
 würden, ein junges Frauenzimmer so lange ver-  
 kannt zu sehen. Dergleichen Verkleidungen  
 überhaupt geben einem dramatischen Stücke  
 zwar ein romanenhaftes Ansehen, dafür kann es  
 aber auch nicht fehlen, daß sie nicht sehr komi-  
 sche, auch wohl sehr interessante Scenen veran-  
 lassen sollten. Von dieser Art ist die fünfte des  
 letzten Akts, in welcher ich meinem Freunde ei-  
 nige allzu kühn eroquirte Pinselstriche zu hindern,  
 und mit dem Uebrigen in eine sanftere Haltung  
 zu vertreiben, wohl rathen möchte. Ich weiß  
 nicht, was in der Welt geschieht; ob man wirk-  
 lich mit dem Frauenzimmer manchmal in diesem  
 zudringlichen Tone spricht. Ich will nicht un-  
 tersuchen, wie weit es mit der weiblichen Be-  
 scheidenheit bestehen könne, gewisse Dinge, ob-  
 schon unter der Verkleidung, so zu bräusquieren.  
 Ich will die Vermuthung ungedäußert lassen,  
 daß es vielleicht gar nicht einmal die rechte Art  
 sey, eine Madame Freemann ins Enge zu trei-  
 ben; daß ein wahrer Manley die Sache wohl  
 hätte feiner anfangen können; daß man über  
 einen schnellen Strom nicht in gerader Linie  
 schwimmen zu wollen verlangen müsse; daß —  
 Wie gesagt, ich will diese Vermuthungen unges-  
 äußert

äußert lassen; denn es könnte leicht bey einem  
 solchen Handel mehr als eine rechte Art geben.  
 Nachdem nemlich die Gegenstände sind; ob-  
 schon alsdenn noch gar nicht ausgemacht ist, daß  
 diejenige Frau, bey der die eine Art fehl geschla-  
 gen, auch allen übrigen Arten Obstand halten  
 werde. Ich will blos bekennen, daß ich für  
 mein Theil nicht Herz genug gehabt hätte, eine  
 dergleichen Scene zu bearbeiten. Ich würde  
 mich von der einen Klippe, zu wenig Erfahrung  
 zu zeigen, eben so sehr gefürchtet haben, als vor  
 der andern, allzu viele zu verrathen. Ja wenn  
 ich mir auch einer mehr als Crebillonschen Fä-  
 higkeit bewußt gewesen wäre, mich zwischen  
 beide Klippen durchzustehlen: so weiß ich doch  
 nicht, ob ich nicht viel lieber einen ganz andern  
 Weg eingeschlagen wäre. Besonders da sich  
 dieser andere Weg hier von selbst öffnet. Man-  
 ley, oder Almalla, wußte ja, daß Freemann  
 mit seiner vorgeblichen Frau nicht geschmächtig  
 verbunden sey. Warum konnte er also nicht  
 dieses zum Grunde nehmen, sie ihm gänzlich ab-  
 spänstig zu machen, und sich ihr nicht als einen  
 Galan, dem es nur um flüchtige Gunstbezeigun-  
 gen zu thun, sondern als einen ernsthaften Lieb-  
 haber anzutragen, der sein ganzes Schicksal mit  
 ihr zu theilen bereit sey? Seine Bewerbungen  
 würden dadurch, ich will nicht sagen unsträflich,  
 aber doch unsträflicher geworden seyn; er würde,

ohne

ohne sie in ihren eigenen Augen zu beschimpfen, darauf haben bestehen können; die Probe wäre ungleich verführerischer, und das Bestehen in derselben ungleich entscheidender für ihre Liebe gegen Freemann gewesen. Man würde zugleich einen ordentlichen Plan von Seiten der Amalia dabey abgesehen haben; anstatt daß man ihr nicht wohl errathen kann, was sie nun weiter thun können, wenn sie unglücklicher Weise in ihrer Verführung glücklich gewesen wäre.

Nach der Amalia folgte das kleine Lustspiel des Saintfoix, der Finanzpachter. Es besteht ungefehr aus ein Duzend Scenen von der äußersten Lebhaftigkeit. Es dürfte schwer seyn, in einen so engen Bezirk mehr gesunde Moral, mehr Charaktere, mehr Interesse zu bringen. Die Manier dieses liebenswürdigen Schriftstellers ist bekannt. Nie hat ein Dichter ein kleineres niedlicheres Ganze zu machen gewußt, als Er.

Den fünf und zwanzigsten Abend (Dienstags, den 26sten May,) ward die Zelmire des Du Bellou wiederholt.